

Bieler Tagblatt

Seit 1850 die Zeitung für Biel und das Seeland

Samstag
12. Februar 2022
Nr. 36
AZ 2500 Biel
CHF 4.30

www.bielertagblatt.ch

Langer Kampf
Flurim Zogaj lebt seit
20 Jahren in der Schweiz
und hat kaum Rechte.

Region 2

Knappe Niederlage
Der EHC Biel verliert das
Testspiel gegen Ajoie mit
3:4 nach Verlängerung.

Sport 19

Realistisches Sterben
Überzeugt das Krebsdrama
«De son vivant»? Zudem:
Heidi Specogna in Biel.

Kontext 30 und 31

«Gewalt passiert systematisch und gewollt»

Biel/Nordirak Wo es kriselt, geht er nah an die Menschen heran: Der Bieler Journalist und Fotograf Klaus Petrus besuchte traumatisierte Jesidinnen und Jesiden im Nordirak.



Trotz allem gibt es immer Hoffnung: Wandbild für Solidarität in einem jesidischen Flüchtlingslager unweit der syrischen Grenze. KLAUS PETRUS

Zehntausende Jesidinnen und Jesiden leben im Nordirak in Flüchtlingslagern, seit sie 2014 von sogenannten Islamischen Staat (IS) vertrieben oder verschleppt worden sind. So auch die 15-jährige Ala N. Dem Bieler Fotogra-

fen und Journalisten Klaus Petrus erzählte sie ihre Geschichte: von der Vergewaltigung und Verschleppung bis zur Flucht.

Petrus ist seit sechs Jahren in Krisengebieten unterwegs. In den Camps im

Nordirak interessierte den früheren Philosophieprofessor, wie sich seit seinem ersten Besuch 2018 eine regelrechte «Traumaindustrie» entwickelt hat. Auch er selber hat Belastendes erlebt. In der Westbank kam er einst sel-

ber in Gefahr: Als er eine Demonstration von Palästinensern dokumentierte, begannen israelische Soldaten plötzlich scharf zu schießen. Petrus sagt: «Da hatte ich Angst.»

ab – **Kontext** Seiten 23 bis 27

Baudirektor provoziert mit Autobahn-Aussage

Biel Gibt es in Biel dereinst doch noch einen Autobahn-Stadtanschluss? Das Komitee «Westast – so nicht» befürchtet, dass die Behörden im Geheimen zumindest an solchen herumstudieren. Und das, nachdem das Projekt A5-Westast genau wegen des grossen Protests gegen ebensolche Anschlüsse gescheitert ist. Weil auch nach dem Westast an der Schliessung der Bieler Lücke im Nationalstrassennetz festgehalten werden soll, ist die Autobahn am Bielersee nach wie vor stark präsent. Und jetzt schreckt der kantonale Baudirektor Christoph Neuhaus (SVP) die Gegnerinnen und Gegner von Stadtanschlüssen auf: «Der Bund finanziert das Autobahnstück nur, wenn es auch zusätzliche Anschlüsse gibt», sagte er gestern in der WOZ. Neuhaus beruft sich dabei auf eine Aussage von Jürg Rölllisberger, Direktor des Bundesamts für Strassen (Astra), wie er gegenüber dem BT erklärt. Nichts gewusst von dieser Astra-Ansage hat Biels Stadtpräsident Erich Fehr (SP). Dabei präsidiert er die übergeordnete Behördendelegation, die sich derzeit mit der Verkehrsplanung im Raum Biel befasst. **lsg – Region 3**

Übersicht

Blausee Nach dem Umweltskandal beim Blausee im Kandertal kritisiert ein Bericht die Regierung harsch. **5**

Corona Sollen nächste Woche in der Schweiz gleich alle Covid-Massnahmen auf einmal aufgehoben werden? **10**

Olympische Spiele Im Super-G gewinnt Lara Gut-Behrami Gold und Michelle Gisin holt Bronze. Snowboarder Jan Scherrer wird Dritter. **17**

Sie kämpfen für Gerechtigkeit

Grossratswahlen Die Lysserin Margrit Junker Burkhard und der Schöpfer Marco Prack sind zwei von insgesamt 69 Kandidatinnen und Kandidaten der Sozialdemokratischen Partei (SP), des Parti Socialiste Romand (PSR) und der Jungsozialisten (Juso) für die Grossratswahlen Ende des nächsten Monats. Ihre Werdegänge könnten kaum unterschiedlicher sein. Sie wächst im ländlichen Seeland auf. Er verbringt seine ersten Jahre in Afrika und kommt als Flüchtling in die Schweiz. Beide brennen für den Kampf für soziale Gerechtigkeit. **bjg – Region 4**

Druckgrafik aus allen Landesteilen

Grenchen Eigentlich hätte die alle zwei Jahre stattfindende Ausstellung zur Druckgrafik bereits Ende 2021 durchgeführt werden sollen, pandemiebedingt startet sie nun heute. Das Kunsthaus Grenchen zeigt mit «Impression» zum zehnten Mal einen Querschnitt aus aktuellen Schweizer Positionen, die sich druckgrafischer Techniken bedienen. Unter den rund 60 Werken sind auch einige Drucke mit Mischtechnik vertreten, bei denen sich zur Lithografie die Collage oder malerische Ergänzungen gesellen. **gau – Kultur 8**

«Die Lage in den Rückkehrzentren beruht auf einem menschenunwürdigen politischen Entscheid.»

Redaktorin Hannah Frei zum Bericht der Antifolter-Kommission **29**

Er kam auf Zeit und ist geblieben

American Football Während in den USA der 56. Super Bowl ansteht, befinden sich die Bienna Jets in der Vorbereitung auf die im April beginnende Saison. Trainiert werden die Bieler neu von Darius Willis. Der 33-jährige Amerikaner hat sich in der Region erst als Importspieler und dann als Trainer der Bern Grizzlies einen Namen gemacht. Nun möchte er die Bienna Jets schrittweise an die NLA heranzuführen. Die Jets waren auch ein Grund, weshalb Willis vor rund acht Jahren in die Schweiz kam – die New York Jets. **leh – Sport 21**

Reklame

FDP Die Liberalen
2 x auf Ihre Liste
LISTE 14 Biel/Bienne +
Peter Bohnenblust BISHIER
Grossratswahlen 2022
#blaugewinnt

Kontext

Der zweite Bund des Bieler Tagblatts



Titelgeschichte

Krieg im Kopf

Jesiden und Jesidinnen wie Ala N. haben Unvorstellbares erlebt. Ihr Leid hat der Bieler Krisenreporter und Fotograf Klaus Petrus in einem Camp im Norden Iraks gesehen.

Ala N.*, 15, wurde im August 2014 von IS-Terroristen verschleppt. Die Bilder von damals sind ihre Alpträume von heute.

Text und Bilder: Klaus Petrus

Manchmal ist es bloss ein leises Geräusch. Wenn die Zeltplane im Wind auf und ab wiegt zum Beispiel. Dann schleichen sich Bilder von Fahnen in ihren Kopf, von schwarzen, flatternden Fahnen, und dieses Flattern wird immer schneller, lauter, härter, als wären es Schläge auf den Rücken oder in ein Gesicht, jemand schreit, keucht, erst ein Mädchen, dann Männer, die sich auf sie setzen, einer nach dem anderen, und eigentlich ist es dunkel vor ihren Augen und doch kann sie alles sehen, und bis dieses Flattern der Fahnen in ihrem Kopf endlich aufhört, geht es manchmal ein paar Minuten, manchmal aber die halbe Nacht.

Ala N.*, aufgewachsen in Sinjar unweit der irakischen Stadt Mosul, wurde im August 2014 von Männern des sogenannten Islamischen Staates (IS) verschleppt und vergewaltigt. Monate später gelang ihr die Flucht. Heute lebt die 15-Jährige in einem Camp im Norden

Iraks. Ihre Mutter hat sie nie wiedergesehen, den Vater traf sie in einem der Flüchtlingslager, per Zufall. Die Brüder? Ihre Freundinnen aus dem Dorf? Sie weiss es nicht.

Aus Freund wurde Feind

Ala N. ist Jesidin, in den Augen der IS-Schergen eine Ungläubige und Teufelsanbeterin. Nachdem die Islamisten Mosul eroberten, zogen sie am 3. August 2014 nordwärts in die Region Sinjar, wo damals eine halbe Million Jesidinnen und Jesiden lebte. In der gleichnamigen Hauptstadt trieben die Terroristen die Menschen zusammen wie Schafe, sie trennten Familien, verschleppten Frauen, massakrierten Männer und Buben – 10 000 waren es an der Zahl.

Einige konnten in die umliegenden Berge fliehen. Dort wurden sie vom IS eingekesselt. Bis die internationale Koalition intervenierte und die kurdische Miliz, die zuvor noch vor dem IS floh, die Eingeschlossenen mithilfe von US-Einheiten befreite.

Zuflucht fanden sie in riesigen Flüchtlingslagern im Nordirak rund um die kurdische Stadt Duhok. Bis heute leben dort 300 000 Jesidinnen und Jesiden. An eine Rückkehr denken die wenigsten. Obschon inzwischen vom IS befreit, liegen weite Teile von Sinjar immer noch in Trümmern. Der Wiederaufbau stockt, die irakische Regierung streitet sich mit dem autonomen Kurdistan um die Hoheit der Region.

Hinzu kommen Angst und Misstrauen. Arabische Nachbarn der Jesiden schlossen sich damals dem IS an, aus Freund wurde Feind. Auch wenn die Terroristen weg sind, in den Köpfen der Muslime ist der IS geblieben – so sagen es die Jesiden immer wieder. Auch in die Peschmerga, die kurdische Miliz, haben viele das Vertrauen verloren. Zu schmerzhaft ist die Erinnerung an jenen August 2014, als die kurdischen Kämpfer beim Angriff des IS das Weite suchten und die Jesiden allein zurückliessen.

Dieses bestimmte Gefühl, alle hätten sie im Stich gelassen – die irakische Re-

Doch bedeutet die symbolische Rückkehr in die Gemeinschaft noch lange nicht die Heimkehr nach Hause.

gierung, die kurdische Miliz, die internationale Gemeinschaft, die Kirchen der Welt –, dieses Gefühl ist bei den Jesidinnen und Jesiden tief verankert. Und nirgends so gegenwärtig wie in Lalish, dem Tempeltal und religiösen Zentrum der Jesiden oberhalb der Stadt Shekhan im Nordosten der Provinz Ninive.

Psychotherapeuten sind vor Ort

Schon vor Jahren hatte der inzwischen verstorbene Baba Sheikh Khurto Hajji Ismail, das geistliche Oberhaupt der Jesidinnen und Jesiden, verkündet, die vom IS geschändeten und zwangsverheirateten Mädchen und Frauen hätten von ihren Familien nichts zu befürchten. Ein ungewöhnliches Verdikt, hatte man doch Frauen, die von nicht jesidischen Männern berührt wurden, bisher verstoßen. Stattdessen ordnete Baba Sheikh für die Opfer des IS in Lalish eine Taufzeremonie an, durch die sie erneut in die Gemeinschaft aufgenommen wurden.

Fortsetzung auf Seite 24

Konflikte und Katastrophen

Klaus Petrus wagt sich in Krisengebiete. Im Interview spricht er über Grenzen, Vertrauen und die Frage, ob er den Menschen mit seinen Reportagen wirklich hilft.

Seiten 26 und 27

Kindwohl und Politik

Die Zustände im Rückkehrzentrum Bözingen sind menschenunwürdig. Wieso setzen sich Politiker nicht stärker für Verbesserungen ein, fragt Hannah Frei.

Seite 29

Angst und Hoffnung

Ein junger Mensch hat Krebs und wird sterben. Was in diesem Prozess des Herausfallens aus der Zeit geschieht, zeigt der Film «De son vivant».

Seite 31

Titelgeschichte



Jesidische Frauen in einem Flüchtlingslager im Nordirak: Erst vom IS gefangen genommen, vergewaltigt und verheiratet, dann die Angst, von der eigenen Familie verstossen zu werden.

Fortsetzung von Seite 23

Auch Ala N., während ihrer Gefangenschaft an einen IS-Peiniger weiterverkauft und zwangsverheiratet, war in Lalish. Doch bedeutet die symbolische Rückkehr in die Gemeinschaft noch lange nicht die Heimkehr nach Hause oder zumindest an einen Ort, der sich nach Zuhause anfühlt. Zwar ist das Flüchtlingslager, wo Ala N. heute lebt, inzwischen gut ausgestattet; an Hilfsorganisationen, die in den Camps für die Grundversorgung verantwortlich sind – für sanitäre Anlagen etwa oder wetterfeste Zelte –, mangelte es in der Zeit nach dem Völkermord an den Jesidinnen und Jesiden nicht. Doch ein Dach, fließend Wasser und Essen sind oft nicht genug, um die Schrecken und Grauen aus dem Kopf zu vertreiben.

Gab es in den Lagern vor einigen Jahren noch kaum Psychotherapeuten, ist das jetzt anders. Manche reden sogar von einer «Traumaindustrie», die sich in den Camps ausbreitet. Bewar Safar Ali ist einer dieser Psychotherapeuten. Zu einer «Industrie» würde er sich aber nicht zählen.

Die Organisation Lotus Flower, für die er seit 2018 arbeitet, zählt nur wenige Mitarbeitende. Sie stammen alle aus der Region, die meisten selber

Jesidinnen und Jesiden, sie reden also die Sprache der Menschen, mit denen sie therapeutisch arbeiten, kennen deren Kultur und Religion – und wissen oft aus eigener Erfahrung, was dies bedeutet: Krieg und Vertreibung. Das alles betont Safar Ali, weil es für seinen Ansatz unentbehrlich ist. «Viele Traumata haben Ursachen, über die zu reden aufgrund sozialer oder kultureller Normen fast unmöglich ist. Vergewaltigungen zum Beispiel. Deshalb müssen wir den gesamten Menschen in den Blick nehmen: nicht nur seine Psyche, sondern auch sein soziales Umfeld.»

Lange bevor Safar Ali und sein Team mit Betroffenen Therapiesitzungen abhalten, gehen sie zu ihnen in die Zelte, machen Hausbesuche, sie reden mit Familie, Freunden und Bekannten und wollen so verhindern, dass eine traumatisierte Person für eine Therapie zu früh aus ihrem gewohnten Umfeld herausgenommen und zusätzlich als «Opfer» stigmatisiert wird.

Obwohl Safar Ali nicht direkt darüber redet und auch keine Namen nennt, ist damit auch eine Kritik an Hilfsorganisationen verbunden, die ihre westliche Auffassung von Traumaarbeit in Kriegsregionen exportieren – eine Auffassung, in der vor allem das Individuum im Zentrum steht und nicht die Gemein-



Mahmal in einem Flüchtlingscamp im Nordirak: Am 3. August 2014 verübte der IS den Völkermord an den Jesiden.

Titelgeschichte



Sinjar, die Heimat der Jesidinnen und Jesiden, liegt bis heute in Trümmern.



Malen statt reden: Zum Trauma gehört, dass es oft unaussprechbar ist.

«Der Kern des Traumas besteht in der Schwierigkeit, das Erlebte für sich selbst fassbar zu machen, es neu zu sortieren»

Bewar Safer Ali, Psychotherapeut

schaft und die mehr auf das Innenleben fokussiert als auf das soziale Umfeld. Diese Vorbehalte sind nicht neu. Schon Ende der 90er-Jahre wurde in Fachkreisen darüber diskutiert, dass westliche Therapieansätze das Trauma als überwiegend individuelle Erfahrung betrachten und so ein Stückweit «entpolitisieren».

Umfeld und Psyche berücksichtigen
Für Udo Rauchfleisch kommt diese Kritik nicht überraschend; er ist als Psychotherapeut immer wieder in Krisenregionen unterwegs und berät auch die Schweizer Organisation Khaima, die das Projekt Lotus Flower unterstützt. «Wir haben heute ein Wissenschaftsverständnis von hochspezialisierten Disziplinen, die miteinander nicht mehr viel zu tun haben.» Das gelte auch für die Traumatherapie. Sie soll sich, so die gängige Auffassung, primär mit dem Innen- und nicht mit dem Aussenleben eines Menschen befassen.

Rauchfleisch kommt diese Trennung suspekt vor. Wie Safar Ali, der übrigens nicht nur Therapeut ist, sondern auch Sozialarbeiter, verfolgt er einen «bi-fokalen Ansatz»: Sowohl das Umfeld einer Person soll berücksichtigt werden als auch deren Psyche. Gerade bei schwer traumatisierten Personen



Bewar Safer Ali, Psychotherapeut und Sozialarbeiter.

müsse man beim sozialen Umfeld ansetzen, so Rauchfleisch. «Zuerst braucht es im Aussen Stabilität und Sicherheit, und dann kann man sich innerpsychischen Problemen widmen.»

Ein Beispiel dafür ist die Traumatherapie mit jesidischen Männern, die Safar Ali seit Kurzem in einem der Camps

durchführt. Wegen des Rollenverständnisses ist unter Männern die Hemmschwelle, bei therapeutischen Einzelgesprächen teilzunehmen, offenbar besonders hoch; manche schämen sich, andere wollen nicht als schwach gelten. Zudem befürchten Frauen, die selbst in Therapie sind, dass ihre Männer ihnen verbieten, weiterhin Safar Alis Team aufzusuchen, wenn sie wissen, dass man sich dort ändern Menschen öffnet und über Vertrautes redet. Solange solche Vorbehalte bestehen, seien Einzeltherapien sinnlos, so Safar Ali; im schlimmsten Fall würden sie bloss den Betroffenen und ihrem Umfeld schaden. «Deswegen haben wir beschlossen, zuerst in Gruppen zu arbeiten. So ist es für den Einzelnen einfacher.»

Dass am Ende jeder, der ein schweres Trauma mit sich trägt, alleine bleibt, weiss auch Bewar Safer Ali. Schweigen, Scham und Entfremdung seien im Grunde alles normale Reaktionen auf das Unfassbare, das Mädchen wie Ala N. widerfahren ist. «Der Kern des Traumas besteht in der Schwierigkeit, das Erlebte für sich selbst fassbar zu machen, es neu zu sortieren», sagt der 35-Jährige. Was früher war – alles Leben vor dem Trauma –, sei plötzlich nicht mehr da, und was jetzt ist, sei sinnlos. Darin sieht Safar Ali seine wichtigste

Aufgabe, wenn er – meist in einem zweiten oder erst dritten Schritt – mit Einzeltherapien beginnt: das Erlebte in eine Geschichte einbetten, die wieder Sinn macht.

Ein Weg dorthin sind die «Lebenslinien», ein therapeutisches Verfahren, das in Krisengebieten oft eingesetzt wird. «Die traumatisierte Person legt ein Seil auf dem Boden aus, es steht für ihre Lebenslinie. Für schlimme Ereignisse nimmt sie einen Stein und legt ihn auf das Seil, für schöne Erlebnisse platziert sie eine Blume», erklärt Safar Ali. Mit Zetteln werden die so markierten Ereignisse benannt und in eine chronologische Reihenfolge gebracht.

Nicht allein das, was ein Mensch an Grauen erlebt, sei erschütternd. Sondern die Tatsache, dass dieses Erlebnis das Leben unterbreche, es in ein Vorher und ein Nachher teile. Manchmal könne eine Lebenslinie aus Seil so wieder verbinden, was gewaltsam getrennt wurde. «Dem Leben eine neue Gestalt geben», nennt Safar Ali das.

* Name geändert

Info: Klaus Petrus ist freischaffender Fotojournalist und Reporter und lebt in Biel. Lesen Sie das Samstagsinterview mit ihm auf den Seiten 26 und 27.

Samstagsinterview

«Mich interessiert die Grauzone zwischen den Fronten»

Klaus Petrus Ostukraine, Nordirak, Westbank: Der Bieler Journalist und Fotograf Klaus Petrus geht da hin, wo es ungemütlich ist. Er sagt: «Gegen Aktivismus bin ich allergisch, aber ich ergreife Partei für diejenigen, die nicht am Drücker sind.»

Interview: Andrea Butorin

Klaus Petrus, als wir ein Treffen vereinbarten, sagten Sie zu, meinten aber: «Sollte in der Ukraine Krieg ausbrechen, würde ich wohl kurzfristig hinreisen.» Empfinden Sie Ihren Beruf manchmal als zynisch?
Klaus Petrus: Sie meinen: Irgendwo knallt es und alle rennen hin?

Oder böser: Endlich geht es los.

Ich glaube nicht, dass ich so denke. Ich mache praktisch keine Stories mehr über sogenannte Hotspots und bin somit selten an Orten, wo es gerade brennt. In der Ostukraine war ich schon 2019. Mich interessierte damals die sogenannte Grauzone zwischen den beiden Fronten. Die verschiebt sich immer wieder, es leben dort kaum mehr Menschen oder nur noch die Alten, die nicht weggönnen. Würde ich jetzt zurückkehren, dann nicht nur wegen der Gefechte, sondern um diese Geschichten aufzunehmen, um zu fragen, was mit den Menschen passiert, die in einem harten Konflikt zwischen den Fronten stecken.

Noch sind Sie in der Schweiz. Was denken Sie, was wird in der Ukraine passieren?

Das weiss ich nicht, die Situation ist sehr undurchsichtig. Hoffentlich gibt es keinen Krieg.

Wie informieren Sie sich über die Situation in Krisengebieten?

Teils natürlich über die Medien, aber viel mehr noch über Menschen vor Ort, die ich kennengelernt habe, als ich an der Front war. Das sind Zivilpersonen, Fotografen, Journalisten oder in diesem Fall auch ukrainische Soldaten. Mit ihnen hatte ich in letzter Zeit regelmässig Kontakt. Menschen vor Ort vermitteln mir einen Blick auf die Situation. Sie sagen zum Beispiel: «In den letzten Tagen ist überhaupt nicht geschossen worden, und gerade das macht uns Sorgen.» Ein Soldat, der unmittelbar an der Frontlinie ist, meint dagegen: «Das ist alles nur Propaganda, auf beiden Seiten.» Wer selbst an solchen Orten war, wird Medienberichten gegenüber skeptisch. Gerade in Krisengebieten wird die Berichterstattung häufig stark eingeschränkt auf Kriegshandlungen oder Katastrophen. Worauf man fokussiert oder was man weglässt, hat meist mit Aktualität zu tun, und das prägt halt unsere Sicht. Ist ein Krieg oder Konflikt nicht mehr aktuell, oder anders gesagt: Ist er für uns nicht mehr interessant, so gibt es ihn nicht mehr. Wer denkt noch an Syrien? Wer an Äthiopien? Auch Afghanistan werden wir schon bald wieder vergessen haben.

Angenommen Sie würden nun doch aufbrechen. Wie würden Sie vor Ort leben?

Man denkt ja oft, in Krisenregionen sei man 24 Stunden am Tag unter Beschuss oder im Stress. Dabei muss man sehr oft warten, hin- und herfahren, versuchen, an Leute heranzukommen, über die man berichten will. Es braucht extrem viel Geduld: hier eine Sperrung, da ein Papier, das angeblich ungültig ist.

Grundsätzlich ist die Arbeit an der Front viel organisierter, als man sich das vorstellt. Und mit extrem viel Vorbereitungen verbunden.

Bei Ihrer Arbeit sind Sie auf Menschen angewiesen, die Sie an Orte oder zu anderen Menschen bringen, die übersetzen, die vermitteln. Wie verhindern Sie, dass Sie an dubiose Personen geraten, die Sie in Gefahr bringen oder für ihre Zwecke missbrauchen?

Man muss diesen Leuten stark vertrauen können. Unter Journalisten gibt es ein sehr gutes Netz an solchen Fixern, wie sie auch genannt werden. Sie sind Gold wert, echte Mitarbeitende. Trotzdem muss man vorsichtig sein, ganz verhindern kann man Einflussnahme nicht. Man muss zum Beispiel wissen, wenn Kontaktpersonen militärisch sind. Teilweise müssen sie vom Militär akkreditiert sein. Eine Beziehung zum Militär aufrechtzuerhalten ist ja Teil ihrer Arbeit. Sich dieser Nähe und der möglichen Einseitigkeit bewusst zu sein, ist deshalb sehr wichtig.

Verdienen die Fixer Geld?

Ja, und das ist auch richtig so, schliesslich riskieren sie viel. Da Sie von Zynismus gesprochen haben: Der Preis schnellst natürlich in die Höhe, je aktueller die Geschichte und je gefährlicher die Lage ist. In der Ostukraine zum Beispiel sind die Fixer derzeit ausgelastet, da sehr viele Journalisten und Fotografen hinfahren.

Wie gehen Sie mit Angst um? Sind Sie schon in gefährliche Situationen geraten?

Solche Gefühle kommen oft erst später hoch. Aber ja, ich habe auch schon Angst gehabt. In der Westbank war ich mit demonstrierenden Palästinensern unterwegs. Wir waren relativ nah an israelischen Soldaten. Plötzlich begannen die scharf zu schiessen. Ich wurde hinter Mauern eingekesselt und konnte nicht mehr weg, jedes Mal, wenn ich mich bewegte, knallte es. Ich dachte, ich sei ausreichend gut als Journalist erkennbar, doch das war nicht der Fall. Und so harrete ich relativ lange aus. Zumindest fühlte es sich lange an. Plötzlich kam eine Ambulanz aus einer Querstrasse angefahren. Ich sprang auf, und wir fuhren weg. Im Nachhinein überlegte ich mir: Wieso hast Du weiter fotografiert, bist nicht weggerannt?

Sind damals Menschen getötet worden?

Ja, es gab Verletzte und Tote. Neben mir wurde einem jungen Palästinenser in den Rücken geschossen, er verstarb noch an Ort. Speziell die Arbeit im Palästina-Israel-Konflikt kann gefährlich sein, zum Teil gibt es da Häuserkämpfe, die Situation ist dann sehr unübersichtlich. Wenn man nicht nur über einen Konflikt berichten will, sondern über die Menschen im Konflikt, dann muss man näher ran, sonst geht das nicht. Anders News-Journalisten. Sie müssen bei Konflikten rasch von Ort zu Ort, haben wenig Zeit und bleiben deshalb auf Distanz oder zoomen von der Ferne mit

«In weiten Teilen der Welt ist das, was wir als Krise betrachten, leider Gottes normal.»

ihren Kameras heran. Ich kritisiere das nicht, es ist einfach eine andere Arbeitsweise.

Für Ihre Reportage im Nordirak (siehe Seiten 23 bis 25, Anm. der Red.) haben Sie mit traumatisierten Mädchen und Frauen gesprochen. Ich kann mir kaum schwierigere Gespräche vorstellen. Wie gehen Sie so etwas an und wie kommen Sie an die Menschen heran?

Natürlich landet man als Reporter nicht einfach in Erbil, steigt ins Auto, fährt an die syrische Grenze in ein Flüchtlingslager und fragt: «Hallo, haben Sie mal fünf Minuten Zeit, können Sie mir etwas über Ihr Trauma erzählen?» Wie immer brauchen solche Themen viel Vorbereitung. Ich stand schon lange vorher im Austausch mit den Therapeuten, die vor Ort arbeiten. Wir diskutierten über meine Fragen, über die Form der Gespräche, und sie waren auch bei allen Interviews anwesend.

Wie schwer ist es, diesen traumatisierten Menschen gegenüberzutreten?

Zwar habe ich mit niemandem gesprochen, der oder die nicht schon mit Therapeuten im Gespräch wäre. Aber man muss um jeden Preis verhindern, dass es zu Retraumatisierungen kommt. Das ist das Wichtigste. Manchen fällt es schwer, darüber zu reden, andere wollen das unbedingt. Einmal habe ich mit einer jungen Frau in Anwesenheit ihrer Familie und von Therapeuten ein langes Gespräch geführt. Sie wurde viele Male vergewaltigt und erzählte jedes einzelne Detail. Ich spürte: Eigentlich erzählte sie mir das alles, um zu zeigen: Ich lebe noch! Gern hätte ich mit ihr noch über etwas Unverfänglicheres gesprochen, sie gefragt, welche Musik sie hört, ob sie auch auf Instagram ist oder so. Einfach um mehr über sie zu erfahren. Aber das Setting hat nicht gepasst. Und obwohl es für sie wichtig gewesen wäre, dass ich das alles schreibe, habe ich mich dagegen entschieden. Das war wirklich ein Clinch, aber ich merkte: Wenn ich allein über ihre Vergewaltigung berichte, reduziere ich diese Frau auf ein blosses Opfer. Das wäre nicht richtig gewesen.

Stossen Sie in solchen Gesprächen auch auf Hoffnung?

Die gibt es fast immer. Von aussen nimmt man oft nur die schwierigen Themen wahr, dabei erlebt man vor Ort immer wieder Schönes und auch Lustiges. Oder Menschen, über die wir sagen würden, ihre Situation ist hoffnungslos, wissen sich zu helfen oder erhalten von jemandem Hilfe.

Manche Flüchtlingslager existieren schon sehr lange. Im Camp, das Sie besuchten, waren Sie bereits 2018 einmal. Welche Veränderungen haben Sie festgestellt?

Oft ist es so, dass sich an den Orten, an die ich zurückkehre, nicht sehr viel rührt. In weiten Teilen der Welt ist das, was wir als Krise betrachten, leider Gottes normal. Das vergisst man hier in dieser fast einzigartigen, seit Langem befriedeten Zone manchmal.

Ihre Themenfelder sind klar umrissen: soziale Konflikte, Armut, Ausgrenzung, Menschen- und Tierrechte. In einem Portrait der «Medienwoche» widersprechen sie dem Journalisten, eine politische Agenda zu verfolgen. Ist das nicht naiv?

Das ist eine Frage der Definition. Bedeutet politische Agenda, Aktivismus zu betreiben, dann ist das bei mir nicht so. Dem gegenüber bin ich sogar ziemlich allergisch. Wenn es aber heisst, in der Art und Weise, wie man Themen angeht, die Konsequenzen von Krieg, Vertreibung, Hunger und Armut für diejenigen Menschen aufzuzeigen, die nicht am Drücker sind, dann ergreife ich Partei. Denn genau um diese Leute geht es in meinen Reportagen. Als Journalist objektiv zu sein, ist ohnehin schwierig – wenn nicht sogar unmöglich. Viel wichtiger ist mir, dass ich so gut es geht unabhängig bleibe. Und mir immer wieder die Frage stelle: «Könnte es nicht auch anders sein?» Gerade bei der Fotografie passiert es schnell, dass man ein Bild für bare Münze nimmt. Ich versuche deshalb, die Situation aus verschiedenen Perspektiven zu zeigen.

Im Unterschied zu uns Journalisten hier sehen Sie direkt vor Ort, was die Menschen in einem Kriegsgebiet oder auf der Flucht erleben. Wir müssen den Menschen, die uns eine Flucht- oder Kriegsgeschichte erzählen, primär glauben – oder auch nicht. Wie gehen Sie mit den Teilen einer Biografie um, die Sie nicht verifizieren können?

Das ist ein sehr wichtiger Punkt. Das Problem versuche ich zu lösen, indem ich in Portraits möglichst nah an die Menschen rangehe. Für mich wird das, was sie als Teil ihrer Biografie betrachten, ihre psychologische Wahrheit, fast wichtiger als die Realität. Das bedingt aber, dass ich dies in der Reportage oder im Portrait klar mache. Natürlich muss man sich trotzdem immer wieder die Frage stellen, ob das Erzählte glaubwürdig ist und es mit den verfügbaren Informationen abgleichen. Ein lupenreiner Faktencheck wird aber nicht möglich sein. Bei meinem Langzeitprojekt auf Fluchtrouten quer durch den Balkan

Zur Person

- 1967 in Naters geboren
- lebt in Biel
- Studium der Philosophie an der Universität Bern
- Bis 2012 Professor für Sprachphilosophie an der Universität Bern
- Seither freischaffender Fotograf und Journalist.
- Seit 2019 ausserdem Co-Leiter des Strassenmagazins «Surprise»
- Themenfokus: Armut, Ausgrenzung, Migration, Kriegs- und Krisengebiete
- realisiert ein Langzeitprojekt zum Thema Migration mit Fokus auf der Balkanroute.
- Spricht Englisch und lernt Arabisch ab

Samstagsinterview



Klaus Petrus ist aktuell in Biel zuhause. Ob er bald schon in die Ukraine aufbrechen muss, kann er nicht abschätzen. TANJA LANDER

«Hilft das, was wir Journalisten tun, diesen Menschen wirklich? Ich habe manchmal meine Zweifel. Aber was ist die Alternative?»

finde ich schon bemerkenswert und auch befremdlich. Denn Wirkung hat es ja fast keine; es ist ja nicht so, dass niemand mehr käme. Abschottung ist also sicher nicht der Garant schlechthin. Aber eine Lösung habe ich auch keine. Migration ist ein komplexes Thema. Was ich aber beobachten kann: Dass an den EU-Aussengrenzen unsere Menschlichkeit so langsam aber sicher auf der Strecke bleibt. Am Anfang dachte man ja, dass die Gewalt an der Grenze nur punktuell vorkommt. Aber es hat sich schon sehr bald abgezeichnet, dass es systematisch passiert. Systematisch und gewollt. Mit einem klaren Ziel: die Geflüchteten mit Gewalt zurückzudrängen.

Wie kam es zu ihrem radikalen Berufswechsel vom Philosophieprofessor zum Krisenreporter und -fotografen?

Ich hatte super Arbeitsbedingungen und tolle Studierende, die mich gefordert hatten. Das war eine grosse Freude. Trotzdem fragte ich mich: Will ich das jetzt noch zehn, zwanzig Jahre lang machen?

Und dann sagten Sie sich: So, jetzt werde ich Kriegsreporter?

Nein. Ich wollte einen Wechsel und war mir sicher, dass es mit Fotografie zu tun haben sollte. Ich hatte schon vorher ab und zu für NGOs fotografiert und journalistisch gearbeitet. Aus meinem Interesse für Grenzen aller Art, Mauern, Sprachgrenzen, Grenzen im Kopf, reiste ich in den Nahen Osten und dokumentierte den Israel-Palästina-Konflikt. 2015 wurde die Migration zum Thema, und ich begann, vertieft in diese Richtung zu arbeiten.

Wenn Sie in Biel sind, führen Sie ein normales Leben? Oder verspüren Sie eine déformation professionnelle, dass Sie zum Beispiel ständig in erhöhter Alarmbereitschaft leben, auf der Hut sind?

Manchmal, aber das hat eher mit Psychologischem zu tun. Ich glaube, wir alle kennen das: Wenn man mal in Gefahr war oder etwas sehr Belastendes erlebt hat, so speichert sich das in uns ab. Beklemmende Situationen können einem brutal nachgehen. Oft sind es Nebensächlichkeiten, die das auslösen. Der Körper vergisst nichts.

Aber zum Glück sind Sie ja Profi und wissen, wie man dieses Körpergedächtnis umprogrammieren kann.

Naja, etwas wissen und es an sich selber anwenden, sind bekanntlich unterschiedliche Dinge.

Denken Sie, dass das mit der Zeit zunehmen wird?

Vermutlich ja. Ich weiss von Kollegen und Kolleginnen, die kamen irgendwann an einen Punkt, an dem das Fass überlief. Niemand weiss genau, wann der kommt. Aber oft ist es auch eine diffuse Müdigkeit oder Traurigkeit, die einen aus dem Nichts anspringt. Wie auch immer, ich mache das alles ja freiwillig und kann auch immer zurück in meine Komfortzone. Meine Arbeit sehe ich als Privileg und nicht als Belastung. Dieser Blues, den ich ab und zu nach meinen Reisen habe, ist nichts im Vergleich zu dem, was die Leute durchmachen, denen ich begegne. Sie stecken immer noch in der Misere oder kämpfen um ihr Leben, wenn ich schon lange wieder hier bin.

treffe ich immer wieder auf dieselben Leute, die versuchen zu fliehen und immer wieder scheitern. Einem, der inzwischen in Italien angekommen ist, habe ich mal die erste Version seiner Fluchtgeschichte gezeigt, die er mir vor vielen Jahren erzählt hat. Es bestand ein grosser Unterschied zu dem, was er inzwischen berichtete. Das bedeutet aber nicht, dass er mir am Anfang etwas vorgemacht hätte. Fluchtgeschichten ändern sich, das ist ein bekanntes Phäno-

men. Auf der Flucht ist man nicht mehr da, wo man war und auch noch nicht angekommen, da versucht man, sich selber eine Geschichte zu geben.

Manche Protagonistinnen oder Helfer kontaktieren Sie immer wieder, sie sind aber nicht immer gleich wichtig für Ihre aktuelle Arbeit. Denken Sie manchmal, diese Menschen beruflich auszunutzen?

Das Gefühl habe ich schon manchmal. In

Krisensituationen sind wir Reporter oft weit und breit die einzigen, die nicht helfen. Es gibt Ärztinnen, Psychotherapeuten und wir stehen einfach daneben, saugen Stories ab, machen Bilder und geben nichts zurück. Oder höchstens in einem abstrakten Sinn, indem wir hier, tausende Kilometer vom Geschehen entfernt, darüber berichten. Hilft das, was wir Journalisten tun, diesen Menschen wirklich? Ich habe manchmal meine Zweifel. Aber was ist die Alternative?

Sie interessieren sich für das Thema Grenzen aller Art. Europa bietet da seit einigen Jahren zunehmend viel Anschauungsmaterial: Bosnien/Kroatien, Polen/Belarus, Ukraine/Russland, das Mittelmeer: Wie blicken Sie auf Europa?

Gut, Europa ist viel mehr als nur die sogenannte Migrationskrise. Aber die Tendenz, rundherum Mauern und Zäune zu bauen und viel Geld und Ideologie in dieses Projekt zu investieren,